



Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Frankfurt am Main – Virtueller Leseraum

Norbert Lohfink SJ

www.sankt-georgen.de/leseraum/lohfink26.pdf

Der vereinzelte Mensch – heute und in Psalm 1

(Nicht gedruckt erschienen) Vortrag bei Gelegenheit eines
50-jährigen Gemeindejubiläums am 13. Oktober 2003 in Sulzbach.

Psalm 1 ist die Haustür ins Haus des Psalters hinein. Vielleicht ist er von Anfang an als eine Tür gedacht, und es ist gar nicht so dumm, ihn einmal so zu nehmen. Solch ein Psalm ist ein Text. Texte zu interpretieren ist nicht einfach. Vor allem sollte man sie dabei auch ständig vor Augen haben. Deshalb habe ich Ihnen den Text des Psalms in die Hand gegeben. Wie Sie sehen, ist er nicht sehr groß. Wir können ihn uns heute Abend genau ansehen. Ich habe nicht die Einheitsübersetzung abgedruckt, sondern eine neue Übersetzung aus dem hebräischen Urtext gemacht. Sie ist genauer als die Einheitsübersetzung, und sie ist so, daß ich meine Erklärungen unmittelbar daran anhängen kann.

• Psalm 1

1 Selig der Mensch, der nicht dem Rat der Schlechten gefolgt ist,
sich nicht auf den Weg der Sünder gestellt hat,
nicht auf der Bank der Spötter gesessen ist.

2 Seine Freude hat er vielmehr an der Weisung des HERRN;
seine Weisung murmelt er Tag und Nacht.

3 Er wird sein wie ein Baum, verpflanzt an Wasserbäche,
der seine Frucht bringt, wenn die Zeit dafür kommt,
und dessen Laub nicht welkt:
Alles, was er tun wird, wird gelingen.

4 Nicht so die Schlechten:
Vielmehr wie Spreu werden sie, die der Wind vor sich hertreibt.

5 Kein Wunder, daß einst keine Schlechten mehr stehn im
Stadtgericht,
keine Sünder mehr in der Gemeinde der Gerechten.

6 Der HERR kennt den Weg der Gerechten,
der Weg der Schlechten aber verliert sich.

Und jetzt endlich zur Sache. Wir können sofort an den Titel des Vortrags anknüpfen. Bleiben wir zunächst einmal beim Wort „Vereinzelung“.

I. Der vereinzelt Mensch, damals und heute

Der 1. Psalm ist wirklich wie eine Tür. Oder wie eine Szene an einer Tür. Denn was macht man an einer Tür? Die Haustür ist zu. Dann kommt jemand und klingelt. Von innen nähern sich Schritte, die Tür geht auf, ein schneller Blick nach draußen, ein Gesicht hellt sich auf, und dann ruft jemand drinnen: „Ach, du bist es, wunderbar, sei begrüßt!“

Im alten Israel hatte man für diese Situation eine etwas andere Grußformel. Nicht: „Sei begrüßt“, sondern „baruk haba“, „Gesegnet, der da kommt.“ Man spricht beim Gruß von dem, der kommt, in der dritten Person. Unser Psalm ist deshalb, obwohl in der dritten Person, eine erfreute Begrüßung: „Selig, der Mensch, der da vor mir steht.“

Wir müssen es uns wirklich so vorstellen: Da hat einer an die Tür des Psalmenbuches geklopft, das Psalmenbuch macht selbst die Tür auf und ruft als Begrüßung: „Selig, dieser Mensch, der da angeklopft hat.“

Wir meinen ja, alle Psalmen seien Gebete. Aber wenn Sie sich den Psalm 1 ansehen, werden Sie feststellen: Der Psalm ist *kein* Gebet. Hier redet niemand Gott an. Bis zum Ende des Psalmes wird Gott nicht angeredet. Eine unbekannte Stimme spricht. Es kann im Grunde nur die Stimme des Psalmenbuches selbst sein. Das Buch ist an seine eigene Tür gekommen, hat sie geöffnet und begrüßt den, der in das Haus der Psalmen eintreten will. „Selig“, ruft es diesem Menschen – obs nun ein Mann ist oder eine Frau, ist gleichgültig – voll Freude entgegen. Und diese Seligpreisung geht dann weiter und wird entfaltet. Bis zum Ende des Psalms haben wir eigentlich nur den freudigen Begrüßungsruf des Psalmenbuches an seinen neuen Gast, in orientalischer Breite.

(Um es nebenbei hinzuzufügen: Auch Psalm 2 wird noch kein Gebet sein. Das Psalmenbuch blickt in ihm von seinem neuen Besucher weg und beschreibt diesem die Weltlage: wie bitter es um Gottes Herrschaft in der Welt bestellt ist und wie Gott doch eingreifen wird. Erst der dritte Psalm ist dann ein Gebet. Jetzt ist der eingetretene Mensch offenbar langsam in der Lage, in das einzustimmen, was im Haus der Psalmen sich eigentlich ereignet, in dieses immer neue Beten.)

Bei dieser Begrüßung wird nun der Mensch, der angeklopft hat und in den Psalter eintreten möchte, nicht nur angeredet. Zu einem solchen Gruß gehört es, daß der Ankömmling charakterisiert und gelobt wird. Auch das ist echt orientalisches.

Das Lob sieht in diesem Falle so aus, daß der Gast von anderen Menschen, nämlich von denen, die nicht angeklopft haben und nicht hineinwollen, abgehoben wird.

[1] Selig der Mensch, der nicht dem Rat der Schlechten gefolgt ist, sich nicht auf den Weg der Sünder gestellt hat, nicht auf der Bank der Spötter gesessen ist.

Die beiden Gruppen – der Anklopfende einerseits, die Schlechten = Sünder = Spötter andererseits – werden dann sogar noch weiter charakterisiert, zunächst in Vers 2 und 3 der anklopfende Mensch, dann in Vers 4 die anderen, aus deren Mitte er heraustritt. Es gibt offenbar zwei Wirklichkeiten. Wir werden später noch genauer darüber sprechen müssen. Jetzt kommt es nur auf eines an. Vielleicht ist es Ihnen aufgefallen. Der Mensch, den das Psalmenbuch freudig begrüßt, ist ein Einzelner; diejenigen, von denen er abgehoben wird, sind dagegen viele.

Wenn das Psalmenbuch seine Tür aufmacht, sieht es draußen einen einzelnen Menschen stehen, der hineinmöchte. Hinter ihm ist eine ganze Welt, und sie ist von ganz anderen Menschen erfüllt. Sie wollen nicht hinein. Der Einzelne gehört *nicht* zu ihnen. Er ist allein.

Nur auf diesen einen Punkt kommt es mir zunächst an: Hier tritt ein Einzelner aus einer ganzen „Welt“ anderer heraus. Der Psalm 1 beginnt mit einem *vereinzelt* Menschen. Hierüber sollten wir einen Augenblick nachdenken. Denn wir müssen aufpassen, daß wir von unserem Weltgefühl her diese Vereinzelnung nicht falsch verstehen.

Die Vereinzelnung des Menschen ist ja eine typische Erfahrung der Moderne. Wir alle sind von der Vereinzelnung wie von einer Krankheit befallen. Was gibt es heute so viele einsame Menschen. Viele alte Menschen sind einsam. Aber nicht nur alte Menschen. Die Einsamkeit beginnt schon bei den Kindern. Und wie viele Jugendliche sind einsam. Warum greifen so viele zu Drogen? Unsere Welt ist eine Welt der Einsamkeit. Viele Menschen wohnen in großen Häuserblocks, oft mit hunderten von Wohnungen. Aber man kennt oft kaum seine nächsten Nachbarn, noch seltener die, die unter oder über einem wohnen. Man läuft aneinander vorbei. Sogar in der eigenen Familie ist man einsam. Vielleicht frühstückt man noch miteinander, vielleicht aber nicht einmal mehr das. Dann jedenfalls gehen die Wege auseinander. Der Mann und die Frau verschwinden in ihre Firma, wo sie sich je einzeln durchkämpfen müssen, um beruflich voranzukommen. Das Kind wird im Kindergarten abgeliefert, oder später tritt es zur Schule, und höchstens gibt es mit den Eltern einmal zwischendurch einen kurzen Handykontakt. Sitzt man dann abends zusammen und tauscht sich aus? Oft auch das nicht. In manchen Familien gibt es kaum noch gemeinsame Mahlzeiten. Und so geht es weiter. Natürlich hat jeder überall, wo er sich gerade bewegt, wieder mit anderen Menschen zu tun. Aber diese Kontakte sind oft voll von Konkurrenz und Rivalität. So bleibt man trotz dieser Kontakte allein. Ich will das alles nicht noch weiter ausmalen. Wir kennen es ja. Durchaus im Gegensatz zu früheren Zeiten ist unsere Lebenswelt viel stärker auf Einzelne, ja auf Einsame ausgerichtet. Sie produziert Einsamkeit, sie setzt sie schon voraus.

Wichtiger vielleicht: Diese Einsamkeit ist sogar ein geheimes *Ideal* des modernen Menschen. Sicher ist sie das erklärte Ideal einzelner Gruppen von heute. Die Jugendlichen ziehen immer früher aus ihrer Familie aus und legen sich eine eigene Wohnung zu. Sie wollen es allein schaffen. Es gibt auch immer mehr Erwachsene, die keine Familie *wollen* und, wie man sagt, als „Singles“ leben. Es gibt immer mehr „alleinerziehende Mütter“, auch „alleinerziehende Väter“. Dahinter steht fast immer ein Schicksal, eine bittere Geschichte. Aber nachdem die Lage sich einmal ergeben

hat, *will* man auch ein „alleinerziehender“ Mensch sein. Selbst Ehen, die jahrzehntelang gehalten haben, brechen, wenn die Kinder aus dem Haus sind, auseinander, und die beiden Partner *wollen* nun lieber ihr Leben allein leben. Unsere Häuser und Vorstädte sind voll von solchen Geschichten.

Der moderne Mensch *will* irgendwie diese Einsamkeit. *Warum* wollen das alle? Es ist uns von den Propagandisten der Moderne allmählich eingeflößt worden. Jean Jacques Rousseau, der selbst alle seine 5 Kinder ins Findelhaus gab, hat im 18. Jahrhundert einen unglaublich einflußreichen Erziehungsroman geschrieben, „Émile ou de l'éducation“ („Emil, oder: Über die Erziehung“). In ihm wird vorgeführt, wie ein moderner Mensch zu erziehen ist. Dazu gehört, daß man ihm im rechten Augenblick ein bestimmtes Buch in die Hand drücken muß, das gewissermaßen zu seiner Bibel wird. Es ist ein zusammengestricherener Robinson Crusoe (von Daniel Defoe). Also: Ein Mensch allein. Als Schiffbrüchiger auf eine einsame Insel verschlagen. 18 Jahre lang ohne Partner, bei Null beginnend, langsam um sich herum aus Urwald und Einöde eine Welt aufbauend. In der Isolierung sich selber findend und aus der eigenen Tiefe sich selbst und eine neue Welt verwirklichend. Darin sieht Rousseau nicht eine Not, sondern eine Idealsituation. Langsam ist dieses Ideal in die moderne Menschheit eingesickert. Heute umgibt es uns wie die Luft. Es verbindet sich mit der Sehnsucht nach unbegrenzter Freiheit. Doch zugleich wird es zur kaum noch zu tragenden Last, die wir uns nur nicht zugeben wollen. Denn der Mensch ist nicht dafür gebaut, daß jeder Einzelne die Welt von neuem erfindet und sich selber allein das Glück schafft. So ist die Einsamkeit die *Sehnsucht* des modernen Menschen und zugleich sein größtes, allerdings nur selten zugegebenes *Unglück*.

Nicht nur, daß wir uns dieses Unglück kaum einmal zugeben. Die Vereinzelung des modernen Menschen ist sogar eine *Lüge*. Wir täuschen uns nämlich. Wir hängen trotz unseres Einzigkeitswahns durch tausend Fäden von anderen ab. Wir glauben, uns ganz individuell zu kleiden, und doch haben schon unsere Kinder Angst, aus der Klasse herausgehackt zu werden, wenn sie nicht die richtige Designermode tragen. Die Eltern müssen es bezahlen. Wir glauben, unsere Wohnung ganz individuell einzurichten, und doch haben wir genau die gleichen Möbel aus den Werbeprospekten gekauft wie die Nachbarn rechts und links von uns, die wir nicht einmal kennen. Früher hatte die Gemeinschaft, die den Lebensstil vorgab, Gesichter: die Gesichter in der Familie, die Wertvorstellungen der Nachbarschaft, das Gehabe der gesellschaftlichen Elite. Heute sind diese Gesichter und Namen verschwunden. Doch *Vorgaben* haben wir weiterhin, und wir richten uns nach ihnen. Gesichtslos-anonym hat uns eine unpersönliche Marktgesellschaft im Griff. Wir glauben, wir seien Individuen, irgendwo sind wir es auch, aber zugleich gehören wir zutiefst zu einer namenlosen und fremdbestimmten Masse. Der moderne Mensch täuscht sich über die Einzigartigkeit seiner Individualität, auf die er so stolz ist.

Nicht von dieser gewollten Vereinzelung des modernen Menschen spricht allerdings unser Psalm, zu dem wir jetzt zurückkehren. Er setzt als selbstverständlich voraus, daß es eine „Welt“ gibt, die dem Einzelnen vorausliegt, der er zugehört und von der er sich prägen und führen läßt. Darüber machte sich in der Antike keiner etwas in der Weise vor, wie es die Moderne tut. Wenn in einer solchen „Welt“ jemand zum

Vereinzelt wird, dann wohl nur, weil er selbst diese ihm vorgegebene Welt ablehnt und aus ihr herausgeht. Seine einzige Sehnsucht kann dabei aber nur sein, in eine andere, von ihm als besser betrachtete „Welt“ hinüberzuwechseln.

Genau das tut der normale Mensch heute nicht. Er weiß gar nicht, daß auch er mit tausend Fäden an einer vorgegebenen Welt hängt. Er hat seine *Selbständigkeitslüge*.

Nicht so der Mensch von damals, der weiß, daß er einer Gemeinschaft zugehören muß und was er riskiert, wenn er sich von ihr absetzt. Wenn er es dennoch tut, dann wird er zunächst einmal unglaublich einsam. Genau einen solchen Menschen findet das Psalmenbuch aber an seiner Haustür vor, und es begrüßt ihn im Psalm 1 emphatisch. Was ist das Besondere der Vereinzelung dessen, der beim Psalter an die Tür klopft?

II. Die Welt, eine Welt der Schlechten – wo ist die Welt der Gerechten?

Am Anfang von Psalm 1 gibt es, wie wir gesehen haben, eigentlich nur *eine* Welt, und der Mensch, der ins Haus des Psalters will, ist aus ihr herausgetreten. Er ist ein Vereinzelter, jetzt ohne eine Welt.

Die Welt, in die man durch den Psaltereingang zurückschaut und die allein vorhanden ist, ist nun aber gefüllt von „Bösen“. Sie wird eindeutig negativ gekennzeichnet. Die drei Namen meinen alle die gleichen Personen: die „Schlechten“, die „Sünder“, die „Spötter“. Keine andere Gruppe steht ihnen gegenüber. Die drei Namen sind austauschbar.

Diese Menschen haben die Hoheit über das Straßensystem, die „Wege“, die durchs Leben führen. Sie beraten die Menschen, wohin sie gehen sollen, und es wird erwartet, daß man sich nach ihrem Rat richtet („Selig der Mensch, der *nicht* dem Rat der Schlechten gefolgt ist“) – so wie uns heute die Werbung berät oder das Fernsehen und die Zeitung, indem sie uns ideale Lebensbilder und Konsumartikel vor Augen stellen. Diese Menschen ziehen selbst ihren Weg dahin und erwarten, daß man in ihre Reihe tritt („Selig der Mensch, der sich *nicht* auf den Weg der Sünder gestellt hat“) – so wie man auch heute immer möglichst genau das tut, was alle tun. Diese Menschen sitzen irgendwo und geben in vollem Selbstbewußtsein den Ton an. Dabei wäre es das Idealste, selbst zu diesen Tonangebenden zu gehören („Selig der Mensch, der *nicht* auf der Bank der Spötter gesessen ist“) – so wie man heute am weitesten gekommen ist, wenn man selbst zu den „Trendsettern“ gehört, und, zusammen mit den anderen da oben, diejenigen, die nicht konform sind, durch Spott und Verachtung ausgrenzt und unmöglich macht.

Diese ganze Welt taugt nichts. Das ist die Meinung des Psalms. Ihre Bewohner sind Schlechte, Sünder, Spötter. Vom hebräischen Wort her könnte man sogar statt „Schlechte“ schlicht „Verbrecher“ sagen. Ich habe „Schlechte“ gesagt, um ein Reimwort auf „Gerechte“ zu haben. Das zweite Wort, „Sünder“, bringt die Gottesbeziehung hinein. Sie stimmt nicht. Die Schlechtigkeit ist zugleich Sünde. Und das dritte Wort, „Spötter“, zeigt einfach, wie da gearbeitet wird, wo man an den Fäden dieser Welt zieht. Man grenzt die Abweichler aus.

Aus dieser Welt hat sich der Mensch, den das Psalmenbuch an seiner Tür begrüßt, also freigemacht. Gerade deshalb steht er jetzt allein vor der Tür. Wichtig: Er *hat* sich schon freigemacht. Wir müssen nämlich sehr wohl beachten: Dieser Mensch wird nicht *aufgefordert*, aus einer solchen Welt auszuwandern. Er steht nicht noch wie Herkules am Scheidewege. Alle Aussagen sind in der Vergangenheitsform:

☐ der nicht dem Rat der Schlechten *gefolgt ist*,
sich nicht auf den Weg der Sünder *gestellt hat*,
nicht auf der Bank der Spötter *gesessen ist*.

Er hat, um mit der Bibel zu sprechen, den Auszug aus Ägypten schon *hinter sich*. Der Psalter ist nicht für jeden. Er ist für Menschen, die schon einen Exodus vollzogen haben. Sie haben schon die Maximen der herrschenden Sinnwelt, denen die vielen folgen, von sich gewiesen. Sie sind erst recht davor zurückgeschreckt, einfach so zu leben wie alle anderen. Noch weniger haben sie sich in den Kreis der Produzenten der herrschenden Welttheorie begeben – denn der Spott ist eine der wirksamsten Weisen, eine Gesellschaft nach außen und gegen Devianten im Innern abzugrenzen. Gerade durch seinen Absprung von allem ist der Psalterbesucher jetzt ein Einsamer.

Wohin ist er gezogen? Was *hat* er nun an „Welt“? Nichts? Oder einfach nur die Isolierung und die Einsamkeit? Nach Psalm 1 hat *auch er* „Welt“, allerdings eine „Welt“ sehr eigener Art. Es ist eigentlich *keine* „Welt“, und doch gewinnt er aus dem, was er hat, die Kraft, die sonst nur eine Welt gibt, in die man lebendig verwoben ist. Der Psalm beschreibt uns das in Vers 2. Dieser Vers macht keine Vergangenheitsausagen mehr, sondern spricht in Gegenwartsformen. Er spricht von dem, was dem Einsamen, der an die Psaltertür geklopft hat, nun doch schon ertwas wie einen neuen Weltbezug verleiht:

☐ Seine Freude hat er an der Weisung des HERRN;
seine Weisung murmelt er Tag und Nacht.

Hier begegnen wir einer „Welt von innen“. Der Neuankömmling des Psalters besitzt außerhalb seiner selbst nichts, das ihn tragen könnte. Insofern ist er so einsam. Aber dennoch hat er eine Kraft, die ihm aufrechten Gang gewährt. Diese Kraft kommt von innen. Er hat eine innere Freude, die ihn treibt. Das ist die Lust an Gottes „Weisung“ – für den Juden enthalten im Gesetz vom Sinai. Diese Welt ist für ihn offenbar noch keine reale Welt, sondern nur eine *rezitierte* Welt. Die Weisung vom Sinai, die sich in den ersten 5 Büchern der Bibel findet, ist ein Weltentwurf. Nur: In der existierenden Wirklichkeit scheint er nicht realisiert zu sein. Er kann nur in der Form da sein, daß jemand den Text der Weisung vom Sinai ständig spricht. Also ist es eine „gesprochene Welt“.

Das murmelnde Aufsagen von auswendiggelernten Texten war in der Zeit, als der Psalter entstand, die Weise, wie man „meditierte“. Diese Art von Meditation stellt gegen die vorhandene Welt eine *textlich formulierte Kontrastwelt*. Wäre der Meditierende nicht einsam, sondern wäre eingebettet in die von ihm ersehnte Gesellschaft, dann wäre diese eine „Kontrastgesellschaft“. Doch er ist, nachdem er aus der bestehenden Gesellschaft ausgewandert ist, unbehaust. So muß er in murmelnder Medi-

tation die eigene Gegenwelt ständig neu für sich erschaffen. Denn eine „Welt“ muß man haben, und sei es eine nur in der eigenen Meditation existierende.

Fragen wir hier kurz nach dem Ort solcher Aussagen in der Geschichte Israels, so werden wir wohl ins nachexilische Juda gewiesen, ins 3. oder 2. Jahrhundert vor Christus. Die Gegenwelt dessen, der die Weisung Gottes meditiert, sind nicht die anderen Völker. Es ist das eigene jüdische Volk. Wir sind in der Zeit, in der innerhalb des nominellen Israel die Frage nach dem „wahren Israel“ akut wurde und in der Gruppen von Chasidim („Treugebliebene“) oder Anawim (um Gottes willen „Armgewordene“), Gruppen wie die Essener von Qumran oder die neue Partei der Pharisäer die Frage stellten, wo denn das Israel Gottes *wirklich* zu finden sei. Die Situation von damals ist auch uns heute keineswegs fremd, auch innerhalb der Kirche und noch mehr innerhalb von sich nur nominell noch „christlich“ nennenden Völkern.

Entscheidend ist, daß der Mensch, der mit dem Weltentwurf Gottes im Herzen und vielleicht auch auf dem murmelnden Mund aus der herrschenden Sinnwelt auszieht, sich keineswegs automatisch in einer gesellschaftlichen Gegengröße geborgen wissen kann, die ihn nun trüge und bergend umgäbe. Er erlebt sich vielmehr als einsam.

Und das, obwohl die Weisung Gottes, auf die seine Lust geht, ja auf Gesellschaft aus ist und obwohl sie auch keineswegs einfach aus der Tiefe der eigenen Seele aufgestiegen ist. Die Rede von der „Weisung des Herrn“ impliziert, daß dieser Weltentwurf aus der Geschichte kommt. Die Weisung Gottes kommt von Mose her und kann einem Menschen nur durch Tradition, also von anderen Menschen aus, erreichen. Ferner ist dieser Weltentwurf irgendwie dann doch in einer vorhandenen Gesellschaft existent. Es ist ja die Weisung, die Gott dem Volk Israel gegeben hat. Und das Volk Israel gibt es. Es hat seine Bibel, in welcher der Entwurf sich findet.

Dennoch ist der Mensch, von dem Psalm 1 spricht, allein. Genau diesen schmerzhaften Sachverhalt sieht das Psalmenbuch ihm sofort an, wenn es die Tür aufmacht. Für solche Menschen ist der Psalter gerade da, sie erwartet er. Treten sie in den Psalter ein und überlassen sich ihm und seinen Texten, dann wird diese Art von Vereinzelung immer mehr in ihr Gegenteil verwandelt werden, zumindest im Blick auf die Zukunft.

Der erste Psalm selbst macht schon einen Vorentwurf dessen, was der volle Psalter dann entfalten wird. Die Realität „Welt“ scheint zunächst ganz bei den anderen zu sein, von denen der gesellschaftliche Emigrant sich distanziert. Sie sind die Vielen. Sie bilden eine sich abgrenzende und in sich geschlossene „Welt“. Der Ankömmling an der Psaltertür hat selbst nur eine vorgestellte oder gemurmelte „Welt“. Doch ihm wird jetzt in Vers 3 zugesprochen, daß er in der Zukunft zu einem *Baum* werden kann.

☞ Er wird sein wie ein Baum, verpflanzt an Wasserbäche,
der seine Frucht bringt, wenn die Zeit dafür kommt,
und dessen Laub nicht welkt:
Alles, was er tun wird, wird gelingen.

Was sagt dieses Bild des großen Baumes – noch ein viel mächtigeres Bild in den oft öden Landschaften des Orients als bei uns, wo es die vielen Wälder gibt. Dieser Baum des Psalms ist der „Weltenbaum“, wie die Kenner der alten Symbolwelt und der menschlichen Träume sagen. Die Welt als Baum gesehen, alles umfänglich.

Die symbolische Chiffre vom Weltenbaum spielte im alten Orient eine große Rolle. Noch Jesus wird sie aufgreifen, wenn er aus dem Senfkorn, aus dem an sich nur eine Staude werden kann, einen „Baum“ werden läßt, in dem die Vögel des Himmels nisten (Mt 13,32 // Lk 13,19). Wenn „Baum“ da ist, dann ist „Welt“ da.

Im Fall von Psalm 1 ist dieser Baum nicht natürlicherweise an Wasserbächen *gewachsen*. Er ist dorthin *verpflanzt* worden. Es bleibt also im Bewußtsein, daß ein Auszug aus Ägypten stattgefunden hat. Aber dem einsamen Auswanderer aus der bestehenden Welt wird nun für die andrängende Zukunft die Qualität des Weltenbaums zugesprochen. Er, und nicht die vielen Partizipanten der jetzigen Wirklichkeit, entwickelt „Welt“, also Kommunikation unter vielen. Er trägt Früchte (wenn auch erst, wenn die Zeit dafür kommt – die Spannung auf Zukunft hin ist deutlich). Er bleibt lebendig, wenn der Regen ausbleibt. Hier gelingt die Existenz, während die jetzt dominante Welt vom Windbraus der Zeit hinweggetragen wird.

Wie eine kleine Nebenbemerkung folgt nämlich noch in Vers 4 ein Kontrastbild darüber, was aus der jetzt noch allein vorhandenen und so übermächtigen Welt der „Schlechten“ in jener Zukunft wird. Hier steht jetzt ein mächtiger Baum. Und dort:

☐ Nicht so die Schlechten:

Vielmehr wie Spreu werden sie, die der Wind vor sich hertreibt.

Es gibt einen ähnlichen Text beim Propheten Jeremia (Jer 17,5-8). Er stellt Baum und Strauch gegeneinander, also beides Holzgewächse – nur befindet sich bei ihm der Strauch in der wasserlosen, salzigen Wüste, der Baum dagegen am Wasser, wo keine Dürre zu fürchten ist. Psalm 1 ist in seiner Bilderwahl viel radikaler als der Prophet. Zwar wird für den einzelnen Gerechten, von dem er spricht, das Bild des Baumes in der traditionellen Form entfaltet. Es entfaltet sich bis zu den Früchten und den grünen Blättern. Für die Vertreter der geltenden Sinnwelt dagegen wird gar kein Holzgewächs bemüht, nicht einmal ein kümmerliches in der Wüste. Die Dreschente steht vor Augen, ein Platz vor dem Stadttor, wo das schon gedroschene Getreide mit Schaufeln in den Abendwind geworfen wird. Da wird die Spreu davongetragen, die goldenen Körner fallen auf den Boden zurück. Nur diese vom Wind vor sich hergetriebene Spreu kommt als Bild für die Zukunft derer in Frage, die jetzt noch die Welt definieren. Kein selbständiges Gewächs also, nicht einmal eine Frucht, sondern nur das, was an einer Frucht, dem Getreidekorn, wertlos ist und verschwinden muß. Nichts Grünes, nur vertrocknete Zellen. Und die Vielzahl derer, die der herrschenden Sinnwelt anhängen, wird sichtbar in den unzählbar vielen Spreuteilchen, die aber bald, vom Winde weggetragen, unsichtbar werden.

Hier ist der Psalm schon ganz in die Zukunft gewendet. Es ist nicht ohne Bedeutung, wie im Psalm die Zeit abgeschritten wurde. Da war die *Vergangenheit*: der Mensch, der nicht mitgemacht hat, der ausgezogen ist aus der herrschenden Welt. Da ist die *Gegenwart*, an der Tür des Psalmenbuches. Die volle Welt der andern, und der weltlose Einzelne, der dennoch Welt besitzt, wenn auch nur die innere Welt, seine Lust

an Gottes Weisung, die er Tag für Tag vor sich her murmelt. Doch er wird, wenn der Blick jetzt in die *Zukunft* geht, zum Baum, während die so kraftstrotzende Welt der andern von einst als Spreu im Wind verweht.

Das Psalmenbuch öffnet seine Tür dem neuen Besucher. Es begrüßt ihn im Stil des alten Orients. Es beschreibt ihn preisend in dem, was er war, was er ist und was er sein wird. Und es beschließt nun seinen Empfangsgruß, indem es das Bild der Zukunft zeichnet, die Wirklichkeit, in die es selbst den einsamen Ankömmling hineinführen wird.

III. Die Gemeinde der Gerechten, die neue Welt

Unsere Ausgangsfrage war ja die nach der Vereinzelung und der Möglichkeit von Kommunikation und Welt. Wir hatten geklärt, von welcher Art der Einsamkeit der Psalm 1 spricht. Nicht von der modernen, selbstproduzierten, die zudem noch Selbsttäuschung ist, weil sie nur noch größere Weltabhängigkeit und Weltverstrickung bedeutet, je weniger man sich dessen bewußt ist. Nein, von einer anderen Vereinsamung, die es heute wie damals geben kann: Wenn jemand aus der herrschenden Welt auswandert um einer anderen, besseren, wahren Welt willen.

Das tut der Mensch, dem der Psalter in Psalm 1 die Tür öffnet und den er begrüßt. Er ist aus einer anderen Welt ausgewandert, aber er hat seine neue Welt noch nicht, er hat sie – genauer gesagt – nur auf die Weise der Freude an Gottes Weltentwurf, auf die Weise des ständigen Murmels des Textes von Gottes Weisung. Jetzt hat ihm der Psalter gesagt: Du wirst ein Baum werden. Das heißt: Du bekommst Weltformat. Aber was heißt das genau? Wird wirkliche Welt entstehen, so, wie die Welt der Schlechten, aus der er ausgewandert ist, wirkliche Welt war? Darüber spricht nun der Psalm in den beiden letzten Versen.

Die Hauptaussage von Vers 5 ist, daß man, wenn man um der Weisung Gottes willen aus der bestehenden Welt auswandert, nichts verliert, vielmehr all das, was man einst an Gestalt von Welt kannte, neu und besser wiedererhält. Neu und besser einfach deshalb, weil jetzt die „Schlechten“ nicht mehr dabei sind. Gab es früher die „Bank der Spötter“, so gibt es in jener Zukunft die „Gemeinde der Gerechten“:

☞ Kein Wunder, daß einst keine Schlechten mehr stehn im Stadttorgericht,
keine Sünder mehr in der Gemeinde der Gerechten.

Es wird also eine „Gemeinde der Gerechten“ geben. Ich möchte sofort auf zwei Dinge aufmerksam machen.

Einmal: Derjenige, der ans Psaltertor klopfte, war bisher im Psalm namenlos. Er wurde beschrieben, gepriesen – ja. Aber er hatte keinen Namen, nicht einmal eine Bezeichnung, mit der man ihn hätte einordnen können. Das war ein Stück seiner Einsamkeit. Wenn jemand aus allem herausfällt, verliert er sein Wesen und seinen Namen. Man kann mit dem Finger auf ihn zeigen und über ihn reden. Aber wer er ist, bleibt unbekannt. Es sind immer die andern, mit denen man in Kommunikation ist, die wissen, was für einer oder was für eine man ist, und die einem einen einmaligen Namen geben. Wer aus der bestehenden Welt herausfällt, wird für die Bewohner dieser Welt namenlos und wesenlos. Das hat sich aber nun geändert. Jetzt hat der

Mensch, dem die Tür geöffnet wurde, ein Wesen, jetzt kann man ihn bezeichnen. Im Gegensatz zu den Schlechten ist er ein „Gerechter“.

Und sofort das Zweite. Er ist nicht mehr allein. Es gibt die *Gemeinde*, die *Versammlung* der „Gerechten“. Die Einsamkeit ist also vorüber.

Aber kommen wir zu den Einzelheiten des Verses. Ich habe „Stadtgericht“ übersetzt. An sich steht da im Hebräischen nur das Wort „Gericht“. Nur bemerkt bei einer so einfachen Wort-für-Wort-Übersetzung unsereiner nicht mehr, wie man sich das vorzustellen hat. Das Zentrum der alten palästinensischen Ortschaft war das Stadttor. Es hatte große Hallen, wo man sitzen und tagen konnte. Alle gingen hier durch. Hier traf man sich morgens schon, wenn man auf den Acker ging oder verreiste. Hier tauschte man die Nachrichten aus. Hier setzte man sich gemeinsam nieder, um neue Unternehmungen zu beraten. Hier trug man aber auch seine Zwiste aus. Im Nu verwandelte sich dann die plaudernde Runde der freien Bürger in ein Tribunal, und die Parteien legten ihre Sache vor, bis sich die ganze Gemeinschaft ein Urteil bildete. Da wurde aus der Gemeinde das Stadtgericht. Das Stadttor war der *Ort* der Stadtgemeinschaft, die öffentliche Mitte.

Auch die alte Welt, aus welcher der in Psalm 1 begrüßte Mensch ausgewandert war, hatte um das Tor herum gelebt, wo man sich versammelte. Dort befand sich die „Bank der Spötter“. Die neue Welt, die nun verheißen wird, wird nicht weniger an Weltgehalt haben. So hat sie auch weiterhin ein Tor, sie hat weiterhin den Ort der Versammlung, sie schafft Recht im Gericht, und im Stadttor kommuniziert man miteinander. Damit das klar vor Augen steht, übersetze ich also: „Stadtgericht.“

Der einzige Unterschied zur Stadt der Schlechten von einst: Unter den Bürgern stehen keine „Schlechten“ mehr. Der Wind hat sie hinweggetragen. Niemals stehen mehr „Sünder“ unter denen, die im Gericht den Armen zum Recht verhelfen sollen. Endlich also eine Welt, in der man leben kann und jede Kommunikation mit den anderen findet, ohne daß man auf die Idee kommen müßte, hier auszuwandern.

Gewöhnlich werden Sie diesen Vers anders übersetzt und erklärt finden. In der Einheitsübersetzung heißt es zum Beispiel:

☞ Darum werden die Frevler im Gericht nicht bestehen
noch die Sünder in der Gemeinde der Gerechten.

Diese Übersetzung ist vom Hebräischen her ebenfalls möglich. Das Wort für „stehen“ kann auch „bestehen“ bedeuten. Bei dieser Übersetzung müssen wir uns vorstellen, daß eines Tages über die Frevler dieses Psalms in einem Stadttor oder einer großen Gerichtshalle Gericht gehalten wird, und daß die „Gerechten“ dann alle „Schlechten“ verurteilen.

Ich halte diese Übersetzung aber für weniger überzeugend als meine Übersetzung. Nach Vers 4 werden die Schlechten einfach vom Wind der Geschichte hinweggeweht. Und im folgenden Vers 6 wird es einfach heißen. „Der Weg der Schlechten verliert sich.“ Der Psalm denkt also gar nicht an eine Auseinandersetzung zwischen zwei Welten mit den Mitteln der Welt, nicht an Krieg, nicht einmal an gerichtliche Verfolgung des Verbrechens. Er denkt nicht an eine Art internationalen Gerichtshof. Er kennt keinen Endkampf zwischen den gerechten Demokratien und den Schurkenstaaten. Nein, da wandern Einzelne aus und aus ihnen wird, man weiß nicht wie,

eines Tages neue Welt, und die Bewohner der alten Welt hat der Wind verweht wie die Spreu. Das ist die Verheißung eines von Gott gewirkten Wunders. Wir sollten sie als eine Verheißung stehen lassen, die das Psalmenbuch dem gibt, der einsam an seine Tür klopft.

Doch ich glaube auch nicht, daß die übliche Übersetzung von Vers 5 von ihren Vertretern im Sinne einer innergeschichtlichen Endauseinandersetzung zwischen Gut und Böses gemeint ist. Meist geht man sofort noch einen Schritt weiter. Man denkt schon gar nicht mehr an diese Welt. Man sieht im „Gericht“, von dem Vers 5 spricht, sofort das göttliche Endgericht – beim Tod des Einzelnen oder am Ende der Geschichte. Versteht man es so, dann könnte ich eher zustimmen. Obwohl ich keine andere Stelle wüßte, wo das göttliche Endgericht als Gerichtssitzung einer „Gemeinde der Gerechten“ dargestellt würde.

Ich würde deshalb eher so sagen: Die Psalmen sind überall gewissermaßen zweischichtig. Wenn sie von Gottes Eingreifen und Hilfe sprechen, dann reden sie durchaus von etwas, was in unserer Welt und in diesem Leben geschieht. Aber zugleich ist alles durchsichtig auf das, was uns im Jenseits erwartet. Ich möchte also dieses jenseitige Verständnis von Vers 5 nicht einfach für falsch erklären. Aber es gehört nur in eine zweite, hinter einer ersten stehende Sinnschicht. Von uns verstanden werden muß vor allem einmal der erste, innerweltliche Sinn.

Dem einsamen Gerechten vom Anfang des Psalms wird hier die Hoffnung vor Augen gestellt, daß die hochkommunikative Welt der „Schlechten“, aus der er ausgewandert ist, eines Tages, man weiß nicht wie, abgelöst ist von einer „Gemeinde der Gerechten“, in der es keine „Schlechten“ mehr gibt. Der Wind hat sie verweht. Die „Bäume“ aber sind stehengeblieben. Obwohl sie ihre Welt zunächst, in der Zeit ihrer Einsamkeit, nur als Lust an Gottes Weisung besaßen, die sie murmelnd vor sich hertragen. Das Ganze ist für *hier* verheißen, vor dem Tod und vor dem Ende der Welt.

So haben wir, wenn wir uns in dieser Welt in unserer Einsamkeit inmitten einer ungeliebten, schlechten Gesellschaft dem Psalter nähern, eine maßlos große Hoffnung. Auf sie gehen wir zu. Wie sie aussieht und wann und wo sie eintrifft, wissen wir nicht. Wir greifen das, was wir erhoffen, stets nur in Bildern.

Doch was ist der letzte Grund dafür, daß wir dieser Hoffnung trauen können? Jetzt erst tritt *Gott* in diesem Psalm 1 in den Vordergrund. Bisher war zwar einmal von der „Weisung des Herrn“ die Rede gewesen, aber Gott selbst stand immer nur unsichtbar im Hintergrund.

☞ Der HERR kennt den Weg der Gerechten,
der Weg der Schlechten aber verliert sich.

Das ist die Zusammenschau von allem, was der Psalm vorher sagte. Der „Weg“ ist nicht allein das sittliche und gesellschaftliche Verhalten, zu dem man sich als Mensch entscheiden kann, sondern überdies das Geschick, das sich daraus ergibt: Erfolg oder Untergang. Am wichtigsten ist in diesem Schlußsatz, daß nun, ganz am Ende des Psalms, alles, was der Psalm zusagt, als von Gott selbst hervorkommend erkennbar wird. Unendlich verhalten und schamhaft allerdings, geradezu zärtlich. Die Rede vom „Kennen“ ist fast schon Liebessprache. Gott „kennt“ den Weg der Gerechten. Doch in dieser Aussage steckt alles, steckt dann auch die ganze Ewigkeit.

Zum Nichts, in das hinein der Weg der Frevler versinkt, trägt Gott – zumindest in diesem Psalm – nichts bei. Die eigene Logik dieser „Welt“ führt in deren Selbstauflösung. Oder, wie das Bild in der Mitte des Psalms es sagt: Der Wind der Geschichte trägt sie hinweg uns Ungreifbare.

Nie stehen im Endeffekt in diesem Psalm zwei gesellschaftliche Welten in der Geschichte nebeneinander. Am Anfang gibt es nur die schlechte Welt, und wer nicht Anteil an ihr haben will, muß ausgewandert sein und ist dann zunächst einmal bitter einsam. Am Ende gibt es nur die gerechte Welt, und die Schlechten von einst sind gar nicht mehr da.

Sinn der einsamen guten Existenz ist es, Anfang der vollen und reichen gerechten Welt der Zukunft zu sein. All dies wird der Psalter nun durch einen 150 Kapitel langen Meditationstext hindurch explizieren, der wie ein kompliziertes Mosaik aus vielen alten Liedern und Gebeten Israels kunstvoll zusammengesetzt ist.

Abschluß

Wir feiern in diesen Tagen ein goldenes Jubiläum. 50 Jahre einer Kirche, 50 Jahre einer Gemeinde, für die diese Kirche da ist, wie es das Stadttor in einer altorientalischen Kleinstadt war. Wo man zusammenkommt – nur um zu beten? Nein, wenn wir den Psalm ernstnehmen, über den wir heute Abend nachgedacht haben, dann ist „Gemeinde“ mehr. Es geht darum, daß eine andere Welt entsteht. Es geht um eine Welt, die durchaus in Schmerzen geboren werden muß. Der Psalter sieht als das Härteste, das den Menschen trifft, der die neue Welt sucht und sie dann schließlich in der „Gemeinde der Gerechten“ findet, die fast unerträgliche Einsamkeit, in die man geworfen ist, wenn man sich von der herrschenden Weltkonstruktion loslöst und auswandert. Und doch setzt er das als selbstverständlich voraus, wenn er jemandem, der anklopft, seine Tür aufmacht. Dann allerdings hat er eine überwallend volle Verheißung.

Vielleicht können wir bei einem solchen Jubiläum uns ein wenig sagen lassen, was eigentlich im Sinne der Bibel „Gemeinde“ ist. Es ist eine neue Welt, die mitten aus der alten, in der wir aufwachsen, entsteht – falls es Menschen gibt, die sich in die Einsamkeit wagen. Jene Einsamkeit, die nicht ein letztlich verlogenes modernes Ideal ist, sondern jene, die sie vor sich sehen, zur wahren Wirklichkeit führt. Sie bietet den Baum, der an lebendigem Wasser gepflanzt ist.